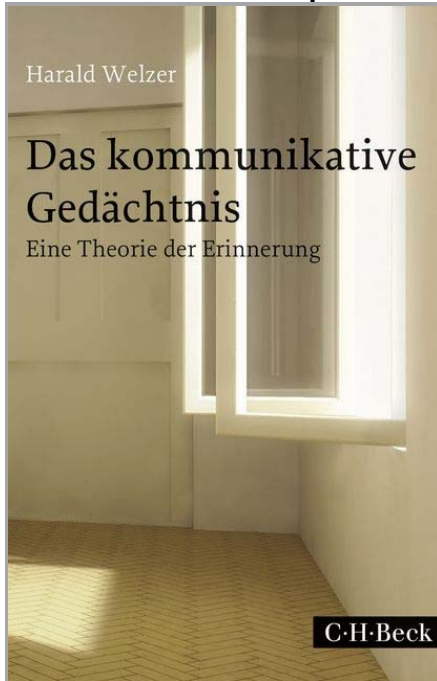


Unverkäufliche Leseprobe



Harald Welzer
Das kommunikative Gedächtnis
Eine Theorie der Erinnerung

4. Auflage 2017. 256 S.: Broschiert
ISBN 978-3-406-70228-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/2046>

C·H·Beck

PAPERBACK

Unser Gedächtnis ist nicht das, wofür wir es halten. Es weiß mehr über uns als wir selbst und ist zudem höchst erfinderrisch. Erstmals werden hier die neuesten Befunde der neurowissenschaftlichen Hirn- und Gedächtnisforschung mit denen der Psychologie und der Kulturwissenschaft in einer faszinierenden Synthese zusammengeführt.

Sosehr wir uns alle für selbstbestimmte Individuen halten: Unser Gedächtnis bildet sich nicht individuell. Vielmehr zeigt sich: Ohne Austausch, ohne das vielfältige Wechselspiel mit anderen und ohne Emotionen wäre unsere Erinnerung leer. Das Gedächtnis ist sozial und kommunikativ.

Harald Welzer ist Mitbegründer und Direktor der gemeinnützigen Stiftung «Futurzwei» und seit 2012 Honorarprofessor für Transformationsdesign an der Europa-Universität Flensburg, wo er das Norbert Elias Center for Transformation Design & Research leitet. Außerdem ist Welzer Affiliated Member of Faculty am Marial-Center der Emory University (Atlanta/USA); er lehrt als Gastprofessor an der Universität St. Gallen und ist Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Beiräte und Akademien. Die Schwerpunkte seiner Forschung und Lehre sind Erinnerung, Gruppengewalt und kulturwissenschaftliche Klimafolgenforschung.

Harald Welzer

Das kommunikative Gedächtnis

Eine Theorie der Erinnerung

C.H.Beck

Für Nicholas

Die erste Auflage dieses Buches erschien in broschiert Form 2002.
Für die Ausgabe in der Beck'schen Reihe wurde es vollständig überarbeitet
und durch ein neues Kapitel ergänzt.

1. Auflage in der Beck'schen Reihe. 2005
2. Auflage in der Beck'schen Reihe. 2008
3. Auflage in der Beck'schen Reihe. 2011

4. Auflage in C.H.Beck Paperback. 2017
© Verlag C. H. Beck oHG, München 2002
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Umschlagentwurf: malsyteufel, Willich
Umschlagabbildung: © Siegrun Appelt/Ivo Apollonio
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 70228 0

www.chbeck.de

Inhalt

I. Das kommunikative Gedächtnis	7
II. Das Gedächtnis ist erfinderisch. Befunde aus der Neurowissenschaft und der kognitiven Psychologie	19
III. Lernen, sich zu erinnern – die Entstehung des kommunikativen Gedächtnisses	46
1. <i>Erfahrungsabhängige Gehirnentwicklung</i>	46
IV. Zusammensein mit anderen. Die Bildung des kommunikativen Gedächtnisses	70
1. <i>Die protonarrative Sequenz</i>	76
2. <i>«Sleep 'cause». Die Entstehung der Sprache beim Sprechen</i>	83
3. <i>Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses</i>	91
V. Wie man Ich wird – Zeit, Emotion und Synchronizität	111
VI. Die Macht der Gefühle. Über emotionale Erinnerung	125
VII. Fräulein Smillas Gespür für die Gefühle der anderen. Über kulturelle Rahmen und Schemata	152
1. <i>Das kommunikative Gedächtnis der Familie</i>	163
VIII. Der Stoff, aus dem die Lebensgeschichten sind	185
IX. Versionen eines autobiographischen Gedächtnisses	208

X. Mein Gedächtnis weiß mehr als ich selbst, oder: Das kommunikative Unbewußte	222
XI. Danksagung	238
Anmerkungen	239
Bibliographie	247
Personen- und Sachregister	253

I. Das kommunikative Gedächtnis

In den letzten zehn Jahren hat die Neurowissenschaft, so behauptet jedenfalls Antonio Damasio, einer ihrer prominentesten Vertreter, mehr über das Gehirn und den Geist herausgefunden, als in der gesamten Geschichte der Psychologie zuvor entdeckt worden ist. Wohlgemerkt, nicht nur über das Gehirn, sondern auch über den menschlichen Geist, und diese Behauptung ist durchaus geeignet, die Geistes- und Kulturwissenschaften bis ins Mark zu erschüttern. Damasio, der neben Medizin auch Philosophie studiert hat, erhebt, wie andere Neurowissenschaftler auch, den nicht gerade bescheidenen Anspruch, die Entstehung des Bewußtseins mit Hilfe einer immer subtileren Beobachtung und Durchdringung jenes im Durchschnitt drei Pfund schweren Organs von milchiger Farbe und weicher Masse aufklären zu können, das unter unserer Schädeldecke Dienst tut und gewiß das komplexeste organische System darstellt, das die Evolution hervorgebracht hat.

Ganz zweifellos sind in den vergangenen Jahren – insbesondere mit Hilfe der sogenannten bildgebenden Verfahren, die Gehirnaktivität und damit womöglich auch Denkvorgänge sichtbar machen können – beeindruckende Befunde gewonnen worden. Man weiß inzwischen, daß in jedem unserer Köpfe drei- bis vierhundert Milliarden Nervenzellen, «Neuronen», arbeiten – 150 000 Neuronen je Quadratmillimeter Hirnrinde –, die zu neuronalen Netzwerken verknüpft sind, so daß jedes Neuron theoretisch mit bis zu 10 000 anderen in Verbindung stehen kann. Die Zahl der Verbindungsstellen, der «Synapsen», beläuft sich auf unvorstellbare 100 Billionen, vielleicht sind es im Einzelfall ein paar mehr oder weniger. Die faserigen Verbindungen, über die die Neuronen kommunizieren, würden aneinandergelegt eine Strecke von 500 000 Kilometern ergeben; heruntergerechnet auf jeden

Kubikmillimeter Hirnrinde sind das immer noch einige Kilometer. Dieses Dickicht steuert nicht nur unsere Körperfunktionen, -aktionen und -reaktionen von der Wahrnehmung über die Handlung bis zur Erfahrung, sondern es ist auch für die merkwürdige menschliche Fähigkeit verantwortlich, daß wir über uns selbst und eben auch über unser Gehirn nachdenken können. Und das wirft eine wichtige Frage auf: was denn die Substanz ist, die über all die endlosen Kilometer labyrinthischer Netzwerke geschickt wird und uns selbst und damit unser Bewußtsein ausmacht, was also der Stoff ist, den die Millionen und Abermillionen Neuronen so emsig und kreativ verarbeiten. Sowenig dieser Stoff materiell sein kann, so wenig genügt sich doch das Gehirn selbst – denn Gedanken sind etwas anderes als synaptische Verschaltungen, und das «Engramm», das neuronale Verschaltungsmuster, das etwa einen Vers aus dem «Faust» repräsentiert, ist nicht identisch mit dem Sinn, den wir diesem Vers beimessen.

Wir wissen inzwischen, daß der neuronale Apparat unterschiedliche Systeme für die Verarbeitung von Kognitionen und Emotionen vorsieht, daß das Gedächtnis, das unser Selbst ausmacht, sich auf eine Reihe mittels biochemischer und elektrophysiologischer Prozesse kommunizierender Hirnorgane stützt, von deren Funktion man vor gar nicht allzu langer Zeit noch nichts wußte. Wir wissen, daß unser Gehirn unterschiedliche Systeme für die Kurzzeit- und die Langzeitverarbeitung von Gedächtnisinhalten in Anspruch nimmt und daß es unterschiedliche Gedächtnissysteme für selbstbezogene, für wissensbasierte, für körperliche und für implizite Wahrnehmungen und Erfahrungen gibt. Damit wissen wir eine Menge über die Verarbeitung, aber so gut wie nichts über das Verarbeitete.

Nach dem Studium der neurowissenschaftlichen Standardliteratur fühlt man sich ein bißchen wie der Besucher einer gigantischen neuen Fabrikanlage, in der sich freundliche Ingenieure alle Mühe geben, einem die sinnreichen Funktionen jeder einzelnen Maschine en détail näherzubringen, während einen die ganze Zeit die Frage beschäftigt, ob denn

das alles wohl zur Herstellung von Panzern oder von Margarine dient. Im Grunde ist man so irritiert, daß man sich nicht einmal mehr sicher ist, ob man den Hinweis über dem Fabrikator, welchem Zweck das Wunderwerk dient, nur übersehen hat oder ob es ihn überhaupt gab.

Wechseln wir das Szenario: Auf der Erde leben gegenwärtig etwa sechs Milliarden Menschen, die sich in unterschiedlicher Anzahl auf fünf Kontinente verteilen, mehr als fünftausend verschiedene Sprachen sprechen, auf einige tausend Jahre je eigene Geschichte und Kultur zurückblicken, Nahrungsmittel, Sitzmöbel und, je nachdem, Raumschiffe produzieren und sich mit Hilfe einer Unzahl einzigartiger Kommunikationsmittel verständigen: Sprache, Schrift, Musik, Malerei, Tanz, Film usw. Wir wissen von Bruce Chatwin, daß es in Australien Menschen gibt, die die Topographie ihrer Welt durch jeweils besondere Gesänge markieren, daß andere Menschen, je nach ihrer Lebensumwelt, vierzig verschiedene Formen von Schnee, Eis oder Sand unterscheiden können, und wir alle kennen das doch eigentlich sehr überraschende Phänomen, daß wir uns über ungeheuer komplexe Sachverhalte mit einem kurzen Blick in die Augen des anderen verständigen können, mit einem Blick, wie Chris Marker gesagt hat, von der Dauer einer zweiunddreißigstel Sekunde, so kurz wie ein Bild in einem Film.

Und auch wenn wir als Angehörige einer bestimmten Gruppe mit einer besonderen Geschichte, Kultur und Sprache nur das wenigste von dem verstehen, was die anderen tun und warum sie es tun, so wissen wir doch, daß die entscheidenden Bedingungen menschlichen Lebens – jene, die uns von Tieren unterscheiden – Bewußtsein und autobiographisches Gedächtnis sind, und die bilden sich in Kommunikation. Es ist doch ziemlich erstaunlich, daß wir über alle Differenzen, über alle kulturellen, regionalen, sprachlichen Unterschiede hinweg prinzipiell zur Verständigung in der Lage sind, ja daß sogar die soziale Vernetzung all der Milliarden Menschen offenbar so eng ist, daß es im Durchschnitt nur sechs Personen braucht, um eine Nachricht im Medium

der mündlichen Weitergabe an eine willkürlich ausgewählte Person auf einem beliebigen Kontinent in einem beliebigen Kulturkreis weiterzugeben. Mit anderen Worten: Was die Welt im Innersten zusammenhält, ist Kommunikation, genauer gesagt das unerschöpfliche und spezifisch menschliche Potential, Netzwerke direkter und indirekter, enger und loser, naher und ferner Verbindungen herzustellen.

Ich nehme an, und das werde ich in den folgenden Kapiteln zu zeigen versuchen, daß das Phänomen des menschlichen Zusammenlebens wahrscheinlich nicht minder komplex ist als die unüberschaubar komplizierte Architektur des menschlichen Gehirns, daß wir letztere aber nicht wirklich verstehen können, wenn wir davon absehen, daß die Inhalte, die dieses Wunderorgan verarbeitet, vor allem sozialer Natur sind. In den Neurowissenschaften wird irrigerweise weit überwiegend der Begriff der «Information» verwendet, wenn davon gesprochen wird, was das Gehirn ver- und bearbeitet. Aber das Gehirn hat es nur selten mit einfach gegebenen Reizen, Daten oder Werten zu tun, sondern meist mit «Informationen», die Bedeutung haben, und Bedeutungen entstehen nicht neuronal und individuell, sondern durch Kommunikation. Aus Sicht des Neurowissenschaftlers Wolf Singer hängt die Entstehung von Bewußtsein davon ab, daß Gehirne in einen Dialog miteinander eintreten können. Nach seiner Auffassung «kann ein Gehirn erst dann, wenn es zu einem solchen Dialog in der Lage ist, jene Erfahrungen machen, die wir mit dem Bewußtsein für das eigene Ich und die eigenen Gefühle in Verbindung bringen, und nur dann kann sich die Erfahrung der Ichwahrnehmung und der Subjektivität entwickeln.»¹ Mit anderen Worten: Die Entstehung von Bewußtsein ist jenseits von Kommunikation mit anderen nicht möglich, sie liegt im Dialog «zwischen mehreren Gehirnen» begründet und ist damit aus Singers Sicht rein neurobiologischen Erklärungsversuchen nicht zugänglich.

Lange bevor im Kleinkindalter, mit drei oder vier Jahren, unser reflexives, selbstbezogenes Bewußtsein erwacht, hat uns das Zusammensein mit anderen mit einer Unzahl von

Bedeutungen über die Dinge des Lebens vertraut gemacht. Wir haben sie in der Praxis des Zusammenseins erfahren, sie werden nicht «erlernt» oder «verinnerlicht», sondern im genauen Wortsinn erlebt. Da sich sowohl die organische Reifung des Gehirns als auch die Entstehung neuer Nervenzellen sowie die Etablierung ihrer Netzwerkstrukturen noch über lange Zeiträume nach der Geburt erstrecken und in Teilen lebenslang in Entwicklung begriffen sind, können wir davon sprechen, daß sich das Gehirn selbst in Abhängigkeit von sozialer Erfahrung entwickelt, formt und strukturiert.

Dieses Buch beschäftigt sich zunächst mit dem Gedächtnis, wie es aus Sicht der Neurowissenschaften und der kognitiven Psychologie verstanden wird. Derjenige Teil der neuronalen Entwicklung, der nicht genetisch festgelegt ist – und das ist ein beträchtlicher Teil –, wird, wie ich im dritten und vierten Kapitel zu zeigen versuche, durch vielfältige Modi des Zusammenseins mit anderen gebildet, das heißt durch nicht-sprachliche und sprachliche Kommunikation. In den Neurowissenschaften wird dieser Umstand als «erfahrungsabhängige Gehirnentwicklung» bezeichnet, und hier scheint mir der Schlüssel dafür zu liegen, daß wir uns ein wirklichkeitsangemesseneres Produkt vorstellen können, das in der wundersamen Fabrik unter unserer Schädeldecke be- und verarbeitet wird: Es sind nämlich genausowenig «Informationen», die durch die neuronalen Schaltkreise rauschen, wie ein Telefongespräch aus den digitalen Impulsen besteht, die durch das Glasfaserkabel jagen. Es sind sozial gebildete bedeutungsvolle Erfahrungen und Verständigungen, die unser Gehirn unter Vollbeschäftigung halten und sowohl unser Gedächtnis wie unser Bewußtsein entwickeln und aufrechterhalten.

Die entscheidenden Operatoren bei der Bewertung von Erfahrung und Zuweisung von Bedeutung sind Emotionen – damit beschäftigt sich das fünfte Kapitel. Ausfälle und Störungen im emotionalen Verarbeitungssystem führen bei den Betroffenen zum Verlust der Fähigkeit, die Botschaften ihrer Gesprächspartner jenseits des manifesten Inhalts zu entschlüsseln, mehr noch, sie führen oft auch zum Totalausfall von

Entscheidungsfähigkeit: Ohne das Potential, Vorgänge emotional zu bewerten, kann man nicht intuitiv handeln, und wenn man das nicht kann, ist eine mögliche Entscheidung so gut oder schlecht wie jede andere. Es gibt dann einfach keinen Grund, die eine der anderen vorzuziehen (was Damasio ironisch als die Grenze der reinen Vernunft bezeichnet).

All dies diskutiere ich vor dem Hintergrund der zentralen Frage, wie sich unser Gedächtnis bildet, wie es arbeitet und was es verarbeitet – zunächst, wie die Neurowissenschaften, vor allem mit Blick auf das Individuum. In den Kapiteln sechs und sieben wird diese Optik erweitert. Es geht dann nämlich um die sozialen Prozesse der Erfahrungs- und Vergangenheitsbildung: Hier wird die Rolle sozialer und kultureller Schemata für die Entwicklung unseres Gedächtnisses diskutiert, und es werden anhand von Interview- und Gesprächsbeispielen soziale Prozesse der Erinnerungs- und Vergangenheitsbildung vorgestellt. Dabei zeigt sich, daß unsere lebensgeschichtlichen Erinnerungen, also das, was wir für die ureigensten Kernbestandteile unserer Autobiographie halten, gar nicht zwingend auf eigene Erlebnisse zurückgehen müssen, sondern oft aus ganz anderen Quellen, aus Büchern, Filmen und Erzählungen etwa, in die eigene Lebensgeschichte importiert werden. Das achte Kapitel schließlich kehrt zum individuellen autobiographischen Gedächtnis zurück und beschäftigt sich damit, wie sich die lebensgeschichtliche Erinnerung über die Zeit hinweg verändert. Es handelt sich dabei um den Vergleich zweier biographischer Interviews mit einer Person, die ich im Abstand von elf Jahren über ihr Leben befragt habe.

In allen Kapiteln zeigt sich, soviel vorweg, auf unterschiedliche Weise, daß unser Gedächtnis, und damit unser Selbst, ein durch und durch kommunikatives Gedächtnis ist, auch wenn vor allem Angehörige des westlichen Kulturkreises zutiefst der Auffassung sind, Individuen zu sein, die autonom gegenüber und getrennt von anderen existieren. «Die Selbstbesinnung des Individuums ist nur ein Flackern im Stromkreis des geschichtlichen Lebens», hat Hans-Georg Gadamer

etwas streng geschrieben, und darauf werde ich im Schlußkapitel zurückkommen, das auch einige Gedanken dazu vorträgt, daß unser Gedächtnis mehr weiß, als wir selbst wissen, und daß auch unser Zusammenleben und unsere Fähigkeit zur gelingenden Kommunikation auf einer Fülle von Regeln und Kompetenzen basiert, die wir mit traumhafter Sicherheit beherrschen, ohne sie zu kennen. Das Buch endet also mit einigen Gedanken über ein «kommunikatives Unbewußtes», und ich sage vorsichtshalber gleich, daß man sich darunter nichts Psychoanalytisches vorzustellen hat: Dieses Unbewußte hat nichts mit den dunklen und ominösen Tiefenschichten unserer Seele zu tun, sondern bildet ganz im Gegenteil die Grundierung für unsere bewußten Wahrnehmungen und Reflexionen, ist also etwas ganz und gar Alltägliches, ja eigentlich das, was Alltag, Routine, Gewohnheit überhaupt erst ermöglicht.

Bevor ich aber mit all dem beginne, sind noch ein paar Worte zum «kommunikativen Gedächtnis» selbst nötig, damit verständlich wird, in welchen Entstehungszusammenhang und in welche geistige Urheberschaft diese Begriffsverbindung gehört. Wir verdanken den Arbeiten von Aleida und Jan Assmann eine recht genaue kulturwissenschaftliche Bestimmung von Gedächtnisformen, die eine dringend notwendige Differenzierung des so eindrucksvollen und faszinierenden, nichtsdestoweniger aber ziemlich unklaren Konzepts vom «kollektiven Gedächtnis» von Maurice Halbwachs geliefert haben. Jan Assmann hat das «kulturelle Gedächtnis» zunächst definiert als «Sammelbegriff für alles Wissen, das im spezifischen Interaktionsrahmen einer Gesellschaft Handeln und Erleben steuert und von Generation zu Generation zur wiederholten Einübung und Einweisung ansteht».² Diesen Sammelbegriff setzt Assmann ab vom «kommunikativen Gedächtnis» einerseits und von «Wissenschaft» als einer hochspezialisierten Form von Gedächtnisbildung andererseits.

Das «kommunikative Gedächtnis» ist Assmann zufolge gekennzeichnet «durch ein hohes Maß an Unspezialisiertheit, Rollenreziprozität, thematische Unfestgelegtheit und Un-

organisiertheit»³ – es lebt in interaktiver Praxis im Spannungsfeld der Vergegenwärtigung von Vergangenen durch Individuen und Gruppen. Das «kommunikative Gedächtnis» ist im Vergleich zum «kulturellen» beinahe so etwas wie das Kurzzeitgedächtnis der Gesellschaft – es ist an die Existenz der lebendigen Träger und Kommunikatoren von Erfahrung gebunden und umfaßt etwa 80 Jahre, also drei bis vier Generationen. Der Zeithorizont des «kommunikativen Gedächtnisses» wandert entsprechend «mit dem fortschreitenden Gegenwartspunkt mit. Das kommunikative Gedächtnis kennt keine Fixpunkte, die es an eine sich mit fortschreitender Gegenwart immer weiter ausdehnende Vergangenheit binden würden.»⁴ Eine dauerhaftere Fixierung der Inhalte dieses Gedächtnisses ist nur durch «kulturelle Formung» zu erreichen, d. h. durch organisierte und zeremonialisierte Kommunikation über die Vergangenheit. Während das «kommunikative Gedächtnis» durch Alltagsnähe gekennzeichnet ist, zeichnet sich das «kulturelle Gedächtnis» durch Alltagsferne aus. Es stützt sich auf Fixpunkte, die gerade nicht mit der Gegenwart mitwandern, sondern als schicksalhaft und bedeutsam markiert werden und durch «kulturelle Formung (Texte, Riten, Denkmäler) und institutionalisierte Kommunikation (Rezitation, Begehung, Betrachtung) wachgehalten» werden.⁵ Merkmale des «kulturellen Gedächtnisses» sind erstens *Identitätskonkretheit* – d. h., es ist bezogen auf den Wissensvorrat und die konstitutive Bedeutung dieses Vorrats für die Identität einer Wir-Gruppe – und zweitens *Rekonstruktivität*: Dieses Wissen der Wir-Gruppe bezieht sich auf die Gegenwart. «Es ist zwar fixiert auf unverrückbare Erinnerungsfiguren und Wissensbestände, aber jede Gegenwart setzt sich dazu in aneignende, auseinandersetzen, bewahrende und verändernde Beziehung.»⁶

Assmann zufolge existiert das «kulturelle Gedächtnis» in zwei Modi, nämlich in der Potentialität des in Archiven, Bildern und Handlungsmustern gespeicherten Wissens und als Aktualität, also in dem, was aus diesem unermesslichen Bestand nach Maßgabe von Gegenwartsinteressen verwendet wird.

Als weitere Merkmale des «kulturellen Gedächtnisses» nennt Assmann seine *Geförmtheit* – etwa durch Schrift, Bilder und Riten –, seine *Organisiertheit* – durch Zeremonialisierung oder durch Spezialisierung von Erinnerungsexperten – und schließlich seine *Verbindlichkeit*, d. h., es ist durch einen normativen Anspruch gekennzeichnet, der den «kulturellen Wissensvorrat und Symbolhaushalt strukturiert».7

Vor dem Hintergrund dieser Bestimmungen kommt Assmann zu jenem Begriff des «kulturellen Gedächtnisses», wie er seither in der Fachdiskussion verwendet wird: der «jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümliche Bestand an Wiedergebrauchs-Texten, -Bildern und -Riten [...], in deren «Pflege» sie ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewußtsein von Einheit und Eigenart stützt».8

Soweit die mittlerweile klassische Definition. Das «kommunikative Gedächtnis» bezeichnet demgegenüber die eigensinnige Verständigung der Gruppenmitglieder darüber, was sie für ihre eigene Vergangenheit im Wechselspiel mit der Großerzählung der Wir-Gruppe halten und welche Bedeutung sie dieser beilegen. «Kulturelles» und «kommunikatives Gedächtnis» sind also nur analytisch zu trennen; in der Erinnerungspraxis der Individuen und sozialen Gruppen hängen ihre Formen und Praktiken miteinander zusammen, weshalb sich die Gestalt des «kulturellen Gedächtnisses» auch – zumindest über längere Zeitabschnitte hinweg – wandelt, indem bestimmte Aspekte ab- und andere aufgewertet und wieder andere neu hinzugefügt werden.

Die Definition Assmanns ist deutlich auf die kommunikative Praxis von Gruppen und Gesellschaften bezogen und klammert vor diesem Hintergrund mit Recht die Frage aus, wie das kommunikative Gedächtnis auf der Ebene des Individuums beschaffen ist. Genau diese Frage versuche ich im ersten Teil dieses Buches zu klären, in dem es um die Entstehung, die Funktionsweise und die emotionalen Qualitäten des Gedächtnisses geht. Besonders die Entwicklungspsychologie hat

in den vergangenen Jahren eindrucksvolle Untersuchungen dazu vorgelegt, daß für die Herausbildung eines autobiographischen Gedächtnisses die soziale Praxis eines «memory talk» notwendig ist, die das Thematisieren vergangener Ereignisse, Erlebnisse und Handlungen im Rahmen familialer Interaktion einübt⁹ – eine Art unbewußter Praxis der Herausbildung unterschiedener Zonen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die Menschen zu «geschichtlichen Wesen» macht. Dieser Prozeß findet als gemeinsame Verfertigung erlebter Vergangenheiten («conversational remembering»¹⁰) eine lebenslange Fortsetzung, wobei nicht unbedingt ausdrücklich über Vergangenheit gesprochen werden muß, wenn Vergangenes vermittelt wird. Man kann sich das einfach daran klarmachen, daß z. B. bei Familientreffen über das Erzählen persönlicher Erlebnisse, etwa, wie sich die Großmutter und der Großvater kennengelernt haben, im Hintergrund der erzählten Geschichte zugleich so etwas wie ein historischer Assoziationsraum der Umstände, des Zeitkolorits, des Habitus der historischen Akteure etc. vermittelt wird. Ein großer Teil der Praxis des kommunikativen Gedächtnisses transportiert Vergangenheit und Geschichte en passant, von den Sprechern unbemerkt, beiläufig, absichtslos.

Und damit sind wir wiederum bei dem, was ich das kommunikative Unbewußte nenne. Im Grunde bin ich der Auffassung, daß wir den Kern des kommunikativen Gedächtnisses, nämlich den, der in seiner Praxis selbst besteht, wissenschaftlich immer nur unzureichend und unvollständig erfassen können – ästhetische Zugänge wie literarische Autobiographien (wie etwa «Erinnerung, sprich!» von Vladimir Nabokov), Filme (wie Chris Markers «Sans Soleil») etc. kommen wegen ihrer Freiheit, ihre Überlegungen nicht belegen zu müssen, dem Phänomen des kommunikativen Gedächtnisses oft näher, als es mit den sperrigen Instrumenten der wissenschaftlichen Argumentation möglich ist.

Das gilt besonders dann, wenn man sich in das Feld der unbewußten Wahrnehmungs- und Gedächtnisbildungsvorgänge hineinwagt, die sich nur sehr eingeschränkt in wis-



Abb. 1: «Papa!» (Privatarchiv des Autors)

senschaftliche Begründungszusammenhänge einfügen lassen. Nehmen wir zum Beispiel die Überlegung, die der Entwicklungspsychologe Colwyn Trevarthen angestellt hat, der glaubt, daß sich bereits im Säuglingsalter beim Kind Repräsentationen seiner Bezugspersonen herausbilden, die die Art und Weise der Bewegungen, der Körperhaltung, der Gesten dieser Personen umfassen. Wie sollte man solch eine durchaus plausible Annahme verifizieren? Man würde damit größte Schwierigkeiten haben, denn wir wissen ja nicht, was das Baby weiß, sondern können das nur über Umwege und in vorsichtiger Annäherung erschließen. Und deshalb möchte ich diese einleitenden Überlegungen mit einer kurzen Geschichte beschließen, die mich fasziniert, seit sie geschehen ist. Vielleicht, aber da fängt mein Gedächtnis schon an, die Vergangenheit zu erfinden, vielleicht liegt in dieser Geschichte auch der erste Anstoß, dieses Buch zu schreiben. Sie geht einfach so, daß ich mit meinem Sohn Nicholas, als er vielleicht zweieinhalb Jahre alt war, Fotoalben durchblättert. Als das oben abgebildete Foto kam, drückte er spontan seinen Zeigefinger auf die linke Person und sagte «Papa!».

Diese Identifizierung war richtig, nur daß «Papa» auf diesem Foto zwanzig Jahre jünger ist, ziemlich anders aussieht als heute und obendrein nur von hinten zu sehen ist. Was also hat das Kind dazu veranlaßt, auf diesem Foto erstens überhaupt etwas Signifikantes zu entdecken und dieses Signifikante dann auch noch sicher von der zweiten Person auf dem Foto zu unterscheiden? Ich habe ihm das Bild später noch mehrmals gezeigt, das Ergebnis war jedesmal dasselbe. Kann es sein, daß das Gedächtnis des kleinen Jungen eine Repräsentation der Gesamtgestalt seines Papas gebildet hatte, die deutlich mehr als das äußere Erscheinungsbild umfaßte und die gerade darum in jenem zwei Jahrzehnte alten Rückenporträt wiedererkennbar war? Sei es, wie es sei. Jedenfalls weiß unser Gedächtnis viel mehr, als wir selbst wissen, und einige Gründe dafür, warum das so ist, finden Sie in den folgenden Kapiteln.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de